

(Rauchwerk verboten.)

11) Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexø.

Meister Andres rüdte ungeduldig hin und her. Er konnte die Stimmung wechseln wie ein Frauenzimmer. Bierregabs Anwesenheit peinigte ihn. „Jetzt hab' ich gelernt, Meister zu beschwören, willst Du es mal versuchen?“ sagte er plötzlich.

„Nein, um keinen Preis will ich das,“ sagte der Alte lächelnd unsicher.

Aber der Meister zielte mit zwei Fingern auf seine zwinfernden Augen und starrte ihn beschwörend an. „Im Namen des Blutes, im Namen der Säfte, im Namen aller Säfte des Körpers, der guten wie der schlechten und auch des Meeres,“ murmelte er und kroch zusammen wie ein Kater.

„Laß es nach, sag ich Dir! Laß es nach! Ich will es nicht!“ Bierregab hing ratlos zwischen seinen Krücken und pendelte hin und her, er sah nach der Tür hinüber, konnte sich aber nicht losreißen von der Verzauberung. Dann schlug er verzweifelt nach der beschwörenden Hand des Meisters und benutzte die Unterbrechung der Verzauberung, um hinauszuschlüpfen.

Der Meister sah da und blies seine Hand. „Der schlug ordentlich um sich,“ rief er verwundert und kehrte die rote Hand nach innen um.

Der kleine Nikas antwortete nicht. Er war nicht abergläubisch, liebte es aber nicht, daß Spott mit dem Wesen der Dinge getrieben wurde.

„Was soll ich tun?“ fragte Peter.

„Sind Steuermann Jessens Stiefel fertig?“ Der Meister sah nach der Uhr. „Dann kannst Du an Deinen Schienbeinen nagen.“

Es war Feierabend. Der Meister nahm Hut und Stock und hinkte von dannen zu Bierhansens, um eine Partie Willard zu spielen, der Geselle kleidete sich um und ging, die älteren Lehrlinge hielten Halswäsche in dem Einweichkübel ab. Dann wollten sie ausgehen, und Pelle sah ihnen lange nach. Er empfand ein verzehrendes Bedürfnis, den harten Tag abzuschütteln und auch hinauszufließen, aber die Strümpfe waren nur noch Löcher, und die Arbeitsbluse mußte gewaschen werden, um am nächsten Morgen trocken zu sein. Ja, und das Hemd, ihm wurde heiß um die Ohren; waren es erst vierzehn Tage oder war es schon die vierte Woche? Ach, die Zeit hatte ihn an der Nase herumgeführt. Ein paar Abende hatte er die unangenehme Wäsche nur hinauschieben wollen, und dann hatte es sich zu vierzehn Tagen angesummt. Es kroch so ekelhaft auf dem Körper, ob die Strafe schon da war, weil er dem Gewissen das taube Ohr zugewendet und sich über Vater Lasses Worte hinweggesetzt hatte, die einem jeden Schmach androhten, der sich nicht ordentlich hielt?

Nein, Gott sei Dank! Aber Pelle hatte einen tüchtigen Schrecken bekommen, seine Ohren brannten noch, während er das Hemd und die Bluse unten auf dem Hofe schrumpfte. Es war wohl das beste, es als wohlgemeinte Warnung von oben hinzunehmen!

Und dann hingen Hemd und Bluse und breiteten sich auf dem Staket aus, als wollten sie den Himmel vor Freude über ihre Reinheit umarmen. Aber Pelle sah mißmutig oben im Fenster der Lehrlingskammer und prühte, das eine Bein draußen, um doch in der Luft zu sein. Das kunstfertige Stopfen, das ihn der Vater gelehrt hatte, kam hier nicht zur Anwendung, man mußte das eine Loch nehmen und es über das andere ziehen! Pelle prühte, so daß Vater Lasse vor Scham in die Erde versunken wäre. Er kroch allmählich ganz auf das Dach hinaus; unten im Garten des Schiffers gingen die Drei müßig umher, sie sahen weit hinüber nach der Werkstatt und langweilten sich.

Da gewahrten sie ihn und wurden ganz andere Menschen. Manna kam hin, stand da und stieß den Körper ungeduldig gegen die steinerne Mauer und bewegte die Rippen zu ihm

hinauf. Sie warf den Kopf zornig in den Nacken und stampfte mit den Füßen, es kam nur kein Laut. Die beiden anderen bogen sich krumm vor verhaltenem Lachen.

Pelle verstand ausgezeichnet, was die stumme Sprache bezweckte, hielt aber tapfer noch eine Weile stand. Dann konnte er nicht mehr, er schmiß das ganze hin und war unten bei ihnen.

Alle Träume Pelles und all sein unbestimmtes Sehnen schweiften hinaus, wo sich Männer betätigten; nichts war ihm so lächerlich, als hinter Weiberrücken herzurennen. Frauen waren für ihn eigentlich etwas Verächtliches. Kräfte hatten sie nicht, und viel Verstand auch nicht, sie wußten nur, sich Leder zu machen. Aber Manna und ihre Schwestern waren etwas für sich; er war noch Kind genug, um zu spielen, und sie waren vorzügliche Spielgefährten.

Manna, die Wildkage, war vor nichts bange; mit ihrem kurzen Rücken und den Böpfen und den hüpfenden Bewegungen erinnerte sie ihn an einen ausgelassenen, neugierigen Vogel — wupp aus dem Gestrüpp heraus und wieder hinein. Sie konnte klettern wie ein Junge und Pelle auf ihrem Rücken den ganzen Garten herumreiten lassen; es war eigentlich ein Versehen, daß sie Röcke an hatte. Kleider hielten nicht bei ihr, jeden Augenblick kam sie in die Werkstatt gestürzt und hatte irgend etwas an ihren Schuhen zerrissen. Dann kehrte sie alles drüber und drunter, nahm dem Meister den Stock weg, so daß er sich nicht rühren konnte, und hatte die Finger zwischen des Gesellen neuem amerikanischen Werkzeug.

Ueber Pelle machte sie sich gleich den ersten Tag her. „Was für ein Neuer ist das?“ fragte sie und klopfte ihm auf den Rücken. Und Pelle lachte und sah sie wieder frei an mit dieser Selbstverständlichkeit, die das Geheimnis der ganzen jungen Jahre ist. Da war keine Spur von Sichstremdfühlen zwischen ihnen, sie hatten sich immer gefannt und konnten jederzeit das Spiel da fortsetzen, wo sie zuletzt damit aufgehört hatten. Am Abend stellte sich Pelle an der Gartenmauer auf und sah ihnen zu, einen Augenblick darauf war er hinüber und mitten im Spiel.

Manna war keine gewöhnliche Heulliese, die sich durch Brillen den Folgen von allem entzog. Hatte sie sich auf eine Prügelei eingelassen, so flehte sie nicht um Gnade, wie hart es auch herging. Aber etwas hielt ihr Pelle ja zugute, auf Rechnung der Röcke hin. Es ließ sich nur einmal nicht leugnen, sie hätte gern etwas mehr Kräfte haben können!

Aber Mut hatte sie, und Pelle gab kameradschaftlich alles zurück, nur nicht in der Werkstatt, wo sie über ihm saßen — tripp-trapp Treppel! Wenn sie da von hinten über ihn herfiel und ihm heimlich etwas in den Rücken hineinsteckte, oder ihn von dem hölzernen Drehbein stieß, hielt er sich im Zaum und begnügte sich damit, daß er seine Glieder still wieder aufsammlte.

Alle seine frohen Tage lagen da drüben in des Schiffers Garten: und eine wunderliche Welt war es, die seinen Sinn wohl gefangen halten konnte. Die Mädchen hatten ausländische Namen, die der Vater von den langen Fahrten mit nach Hause brachte: Aina, Dolores, Sjerannah! Schwere, rote Korallen hatten sie um den Hals und in den Ohren. Und rings umher im Garten lagen die mächtigen Muscheln, aus denen man das Kochen des Ozeans erlauschen konnte, Schildkrötenschalen, so groß wie Fünfehnspundbrote und ganze Korallenblöcke.

Das war alles neu, aber Pelle ließ sich nicht dadurch verblüffen. Er reichte es so schnell wie möglich in seine selbstverständliche Welt ein und behielt sich zu jeder Zeit das Recht vor, etwas noch Größerem und Wertwürdigem zu begegnen.

Des Abends enttäuschte er sie leicht und streifte in die Stadt hinaus, wo das eigentliche Leben vor sich ging, nach den Seehügeln und dem Hafen. Dann standen sie müßig an der Gartenmauer und langweilten sich und zankten sich. Aber des Sonntags stellte er sich getreulich ein, sobald er in der Werkstatt fertig war, und sie breiteten das Spiel weit aus, in dem Bewußtsein, einen langen Tag vor sich zu haben. Da waren Spiele zu hunderten, und Pelle war der Mittelpunkt von ihnen allen; er konnte zu allem verwendet werden; zum Ehegemahl und zum Menschenfresser und zum Sklaven.

Der Herr im Zylinder.

Von Dimitri Karzil.

I.

Der Hofhund Vobil stand an der Hintertreppe und wartete, daß die Köchin ihm sein Essen bringen sollte.

Gewöhnlich brauchte Vobil nicht lange zu warten, höchstens eine halbe Stunde. Er wußte ganz genau, wann er sein Essen zu bekommen hatte, stellte sich regelmäßig um die Mittagszeit am Fuße der Treppe auf und begann mit dem Schwanz zu wedeln. Nach zehn Minuten erschien dann die Köchin mit der großen, irdenen Schüssel — und Vobil dinierte. Aber eine ganze Stunde warten zu müssen — das war ihm doch noch niemals passiert!

Um sich der Köchin in Erinnerung zu bringen, begann er zu winseln, wartete ein Weilchen und winselte wieder.

Nein, man hatte ihn tatsächlich vergessen.

Vobil tappte die Treppe hinauf und blieb oben an der Schwelle stehen. In der Küche keine Menschenseele. Eine Minute stand er so, unentschlossen mit dem Schwanz wedelnd, dann trat er in die Küche und erblickte auf dem Tisch eine Schüssel mit einem großen Stück Roßbeef. Welch ein wunderbarer Geruch! Vom Geruch allein hätte man berauscht werden, sterben können! Ohne sich zu beeilen, ging Vobil, mit dem Schwanz wedelnd, an den Tisch und legte, unfähig, länger zu widerstehen, die Vorderpfoten auf die Bank. Im nächsten Augenblick hatte er das Roßbeef im Maul und . . .

Nachdem er sich unten an der Treppe hingestreckt hatte, legte Vobil seine schmutzigen Pfoten auf das Roßbeef und begann, es gierig, mit Entzücken zu verschlingen. Noch niemals in seinem ganzen Leben hatte er etwas so Schmachhaftes gegessen, niemals! Es schien ihm, als ob die roßigen, saftigen Stücke Fleisch nur ein Traum wären. Er fraß, traute sich selbst nicht und knurrte gleichzeitig böse bei dem Gedanken, daß Hunde in den Hof stürzen und ihm das Stück Fleisch abjagen könnten.

Plötzlich erschien oben auf der Treppe die Köchin. Bei ihrem Anblick wurde Vobil ganz verwirrt und begann mit Mühsung, wahrscheinlich aus Dankbarkeit für das gut zubereitete Fleisch, mit dem Schwanz zu wedeln. Die Köchin schrie auf und blieb wie erstarrt stehen.

„Ach, du Teufel! Was hast du da gemacht! . . . Das Roßbeef! Das Roßbeef!“

Sie lief die Treppe hinunter und stieß den Hund wütend mit dem Fuß in die Schnauze. Vobil winselte, sprang auf, klemmte den Schwanz zwischen die Beine und lief davon — aber ohne das Roßbeef fallen zu lassen.

„Halt' ihn! Halt' ihn!“ schrie die Köchin über den ganzen Hof. „Halt' ihn auf!“

Vobil wandte sich nach der Hoftür, aber hier trat ihm unerwartet der Hausknecht mit dem Besen in den Weg. Ein Schlag auf den Rücken — Vobil winselte und stürzte auf die Straße hinaus. Der Hausknecht warf ihm ein Stück Ziegel nach und traf ihn am rechten Hinterbein. Der Hund winselte wieder und tat hinfielend noch einige Sprünge, der Hausknecht und die Köchin holten ihn aber bald ein und warfen ihn mit Fußtritten zur Erde.

„Verfluchter Räter! Der Teufel soll dich holen, du Viesel!“ rief die Köchin erbittert, indem sie Vobil bald mit dem einen, bald mit dem anderen Fuß traktierte.

Der Hund heulte und winselte, aber schließlich erbotte ihn ein besonders starker Tritt auf die Schnauze derart, daß er, die Zähne fletschend, die Köchin am Kleide packte.

„Was? Willst hier noch beißen?!“ schrie die Köchin und begann wie ein wildes Tier mit beiden Fäusten den Hund zu bearbeiten.

Gleichmütig, als verrichtete er eine Dienstobliegenheit, schlug der Hausknecht unterdessen Vobil mit dem Besen.

Winnen kurzem hatte sich eine Menschenmenge angesammelt. Jemand feuerte den Hausknecht und die Köchin ununterbrochen an:

„So ist's recht! . . . Geht ihm tüchtig! . . . Noch immer weiter!“

Vobil rührte sich fast nicht mehr.

Ein feingeleideter Herr mit spiegelblankem Zylinderhut drängte sich durch die Menge, stieß die Köchin beiseite und rief laut:

„Schutzmann!“

Nach wenigen Minuten erschien der Hüter der Ordnung auf der Wildplache.

„Bringen Sie den Hausknecht und dieses Weiß hier zur Wache!“ befahl kategorisch der Herr im Zylinderhut. „Bringen Sie beide zur Wache und lassen Sie ein Protokoll aufnehmen! Sie haben den Hund hier mißhandelt!“

„Warum zur Wache? Warum Protokoll? Wir haben den Hund ja nur Anstand gelehrt! Das ist ja unser Hund!“ erklärte der Hausknecht. „Mit unserem Hund können wir doch wohl machen, was uns beliebt? Außerdem, Herr, haben Sie kein Recht, mich am Arm zu fassen, ich bin hier Hausknecht! Ich bin nicht irgendwer, ich bin Hausknecht!“

„Schutzmann! Bringen Sie diese beiden sofort zur Wache! Ich verlange das als Mitglied des Tierschutzvereins, — verstanden? Hier ist meine Karte. Ich komme sofort nach. Führen Sie die beiden ab!“ sagte der Herr, jedes Wort betonend.

Er war wie ein zahmer Bär in ihren Händen, sie ritten auf ihm, trampelten auf ihm herum, und zuweilen warfen sie sich alle drei über ihn her und „mordeten“ ihn. Und er mußte still liegen und sich darein fügen, daß sie die Leiche vergruben und alle Spuren verwischten. Die Glaubwürdigkeit erheischte, daß er ganz mit Erde bedeckt war, nur das Gesicht blieb frei, weil es nun einmal nicht anders sein konnte, und durfte sich mit weichen Blättern begnügen. Weinte er dann hinterher über seinen schönen Konfirmationsanzug, so konnten ihre Hände so sorgfältig werden, indem sie ihn abbürsteten; und wollte er sich gar nicht trösten lassen, so küßten sie ihn alle drei. Unter ihnen hieß er nie anders als Mannas Mann.

So vergingen die Tage für ihn. Er hatte mehr Galgenhumor als heiteren Sinn, er fühlte ja selbst dunkel, wie es mit ihm zurückging, und hatte niemand, auf den er sich stützen konnte. Aber unverzagt kämpfte er weiter gegen diese Stadt, er hatte sie Tag und Nacht im Kopf, er prügelte sich mit ihr im Schlaf.

„Stößt Dir etwas zu, so hast Du ja Alfred und Albinus, die helfen Dir schon zu Deinem Recht.“ hatte Oheim Kalle gesagt, damals als Pella seinen Abschiedsbesuch machte, und er ließ es nicht daran fehlen, sie aufzusuchen. Aber die Zwillinge waren dieselben geschmeidigen, ausweichenden Burschen jetzt wie auf der Weide; sie wagten ihren Pelz weder für sich selbst noch für andere.

Sonst war da Fortgang genug in ihnen. Sie waren vom Lande hierhergekommen, um vorwärts zu gelangen, und hatten damit angefangen, dienende Stellungen anzunehmen, bis sie sobiel zusammengespart hatten, daß sie eine ansehnliche Kaufbahn beginnen konnten. Albinus war dann daran hängen geblieben, weil er keine Lust zu irgendeinem Handwerk hatte. Er war ein gutmütiger Junge, der anderen gern alles überließ, wenn er nur in Frieden seine Akrobatenfuntstücke üben konnte. Immer ging er umher und balancierte mit irgend etwas, bemüht, Gegenstände auf dem unmöglichen Ende anzubringen. Er hatte kein Verständnis für die Ordnung der Natur, er verreckte seine Glieder in alle möglichen Stellungen, und wenn er ein Ding in die Luft emporhob, verlangte er, daß es da oben bleiben sollte, während er etwas anderes unternahm. „Dinge müssen sich ja ebenso gut dresfieren lassen wie Kreaturen“, sagte er und fuhr unverdrossen fort. Pella lachte, er hatte ihn gern, rechnete aber nicht weiter auf ihn.

Alfred hatte eine ganz andere Richtung eingeschlagen. Er gab sich nicht mehr damit ab, Kopfsprünge zu machen, sondern ging anständig auf seinen Beinen, hatte beständig damit zu tun, Kragen und Manschetten zurecht zu zupfen und war in ewiger Angst um seine Kleider. Er war jetzt in der Malerehre, hatte aber einen Scheitel bis in die Stirn hinein wie ein Ladenauswengel und kaufte sich in der Drogenhandlung allerlei Sachen, die er in die Haare schmierte. Wenn Pella sich ihm auf der Straße anschloß, sorgte Alfred immer für einen Vorwand, um ihn wieder abzuschütteln; er verkehrte am liebsten mit Kaufmannslehrlingen und grüßte geschäftig nach rechts und nach links Leute, die in höherer Stellung waren als er selber. Alfred war ganz einfach ein Wichtigmacher, den Pella schon eines schönen Tages durchprügeln würde.

Darin glichen die Zwillinge einander noch immer, daß man von der Seite keinerlei Handreichungen zu erwarten hatte. Sie gaben sich getrost selbst dem Gelächter preis, und wenn jemand Pella höhnte, lachten sie mit.

Leicht war es nicht durchzukommen. Den Bauern hatte er gründlich abgeschüttelt, aber jetzt war es die Armut selbst, die ihm zu schaffen machte. Er hatte sich sorglos für Kost und Logis in die Lehre gegeben; ein wenig Kleider hatte er ja auf dem Leibe und anderen Bedarf kannte er nicht für jemand, der nicht hummelte und sich mit Dirnen herumtrieb. Aber dann kam die Stadt und forderte, daß er sich umtadeln sollte. Der Sonntagsanzug war hier auch nicht ein bißchen zu gut für den Alltag; er mußte sehen, daß er sich einen Gummikragen anschaffte, der den Vorteil hatte, daß man ihn selbst waschen konnte; Manschetten steckte er sich als ferneres Ziel. Geld gehörte dazu und die mächtige Summe von fünf Kronen, mit der er antrat, um das Ganze im Sturm zu erobern oder im schlimmsten Fall es doch zu kaufen, die hatte ihm die Stadt aus der Tasche gelockt, ehe er sich versah.

(Fortsetzung folgt.)

„Du Befehl!“ entgegnete der Schutzmann, nachdem er die Karte gelesen hatte, stand stramm und legte die Hand an den Helm.

II.

Stark schwankend ging Stepan über die Straße. Er war betrunken. Von Zeit zu Zeit verzog er das Gesicht und biß wie im Schmerz die Zähne zusammen.

Eine Dame kam ihm entgegen. Stepan blieb stehen, taumelte gegen einen Baum und lehnte sich mit dem Rücken daran. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, nahm er die Mütze vom Kopf und streckte der näher kommenden Dame die Hand entgegen.

„Schenken Sie mir was . . . um Christi willen . . . gute Dame . . . den ganzen Tag . . . nichts gegessen . . .“ sagte er mit stöcker Stimme.

„Betrunken und bettelt! Hättest Du lieber Brot kaufen können, statt Branntwein zu trinken! Hast das Geld zum Branntwein wohl gefunden? Schäm' Dich doch!“ antwortete die Dame und ging weiter.

„Man gab mir zu trinken, liebe Dame . . . Branntwein gab man mir, aber Brot nicht. . . . Lachten mich bloß aus in der Schenke. . . . Ging betteln. . . . Leute saßen, riefen mich ran. . . .“

„Zieh' Dir“, sagen sie, „eine Nadel durchs Ohr“, sagen sie . . . „mit dem Faden“ . . . „Wenn Du durchziehst“, sagen sie . . . „werden wir Dir was geben.“ . . . Und ich zog durch. . . . da! Das Ohr blutet noch . . . Und sie gaben mir ein Glas nach dem anderen . . . zwei Teeblätter voll Branntwein. . . . Mußte trinken . . . aber zu essen gaben sie nur ein Stückchen Gurke“ . . . sagte Stepan, der Dame beharrlich nachgehend. „Schenken Sie, gute Dame! . . . Nach dem Branntwein habe ich noch ärgeren Hunger. . . . Schenken Sie!“

„Wirst Du nun endlich machen, daß Du fortkommst — oder nicht?! Ich sagte Dir doch, ich gebe nichts! Wenn Du mich nicht in Ruhe läßt, rufe ich den Schutzmann . . .“

Stepan blieb stehen, fragte sich den Kopf, setzte die Mütze auf und ging mit ungleichen, schwankenden Schritten auf dem Trottoir weiter.

„Einem Betrunkenen geben sie nichts . . . natürlich . . .“ sagte er, mit den Händen gestikulierend. „Wozu habe ich nur so viel Branntwein gegessen? . . . hätten sie mir lieber ein Stückchen Brot . . . aber nein! Ach Gott, ach Gott!“ . . .

Und dabei, wie zum Pöffen, rechts und links Läden mit Schinken, gebratenem Geflügel, Würsten, Pasteten usw. in den Schaufenstern! Und der Hunger immer stärker und stärker.

„Nein, einem Betrunkenen gibt man nichts!“ entschied er und trat, nachdem er noch eine Weile gestanden und nachgedacht hatte, in einen Laden.

Hinter dem Ladentisch stand der Besitzer, wohlgenährt wie ein Wildschwein.

„Schenken Sie 'n Stückchen Brot! Hungrig . . .“ sagte Stepan. „Kaus mit Dir, Du Schnapsbruder!“ antwortete das Wildschwein grob.

Seiner selbst nicht bewußt, griff Stepan schnell ein großes Stück Wurst vom Ladentisch und taumelte damit auf die Straße.

„Halt ihn!“ schrie der Besitzer. „Halt ihn auf!“

Stepan lief schwankend, während er gierig die Wurst aß und große Stücke, fast ungelaut, hinunter schlang.

„Halt! Haltet den Dieb!“ rief das Wildschwein über die ganze Straße. „Ja—alt!“

Zwei Hausknechte und ein Portier schnitten Stepan den Weg ab. Ein starker Schlag auf den Kopf warf ihn nieder. Er fiel schwer zu Boden und schlug mit dem Gesicht auf die Steine.

„Will hier stehlen!“ schrie jemand und trat Stepan mit dem Fuß in die Seite.

Ein anderer beugte sich schweigend über ihn, hob seinen Kopf an den Haaren in die Höhe und stieß ihn einige Male mit dem Gesicht gegen die Steine. Die Erde rund um den Kopf Stepan's begann sich rot zu färben.

„Nicht schlagen!“ wimmerte er. Ein Lehrling aus dem Fleischgeschäft kam angestürzt und fragte:

„Was ist hier los?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, schwenkte er seinen leeren Korb und schlug damit auf Stepan los.

„Wie könnt Ihr Schlingel Euch unterstehen, einen Menschen so zu schlagen?“ rief ein feingeleideter Herr im spiegelblanken Zylinderhut.

„Er hat's verdient! Und Ihren „Schlingel“ behalten Sie gefälligst für sich!“ begann der Portier zu zanken. Ein Schutzmann erschien auf der Wildfläche.

„Hören Sie, Schutzmann . . . diese Weisten hier treten einen Menschen mit Füßen!“ sagte der Herr im Zylinder.

„Was geht hier vor?“ wandte sich der Schutzmann an die Hausknechte und den Portier. „Bitte weiterzugehen, meine Herrschaften!“ fügte er hinzu.

„Der Kerl hier hat beim Fleischer eine Wurst gestohlen und wollte damit fortlaufen, stolperte aber, fiel und zerstückte sich den Kopf.“ erklärte einer der Hausknechte.

„Zur Wache mit ihm!“ entschied der Schutzmann. „Und Sie, meine Herrschaften, gehen Sie auseinander! . . . Gehen Sie doch auseinander, so lange man Sie im guten darum bittet!“

„Aber diese Menschenschänder gehören auch auf die Wache!“ mischte sich der Herr im Zylinder von neuem ein. „Ich habe selbst gesehen, wie sie geschlagen haben! So etwas dürfen sie sich doch nicht erlauben!“ erzürnte sich der Herr.

„Und was macht es Ihnen für Spaß, sich in solche Diebsgeschichten zu mischen?“ sagte geringschätzig der Schutzmann.

„Na, erlauben Sie mal . . . Ich als Mitglied des Vereins zum Schutz . . .“

Der Herr im Zylinder sprach nicht zu Ende, sondern ging achselzuckend weiter.

Man hob Stepan auf, zuerst an den Haaren, dann bei den Händen. Er machte noch einen schwachen Versuch sich loszureißen, aber die Stöße einiger Hände und Füße machten ihn schnell zahm. Dann legte man ihn auf den Boden einer Droßkule unter die Füße von zwei Hausknechten, wahrscheinlich, damit er nicht herausfallen und Schaden nehmen sollte, und — zur Wache.

Von der Qualitätsarbeit zur Form.

(Zur vierten Jahresversammlung des Deutschen Werkbundes.)

Als vor vier Jahren eine Schar von Künstlern, Fabrikanten und Kaufleuten sich zusammenschloß, um für eine Ausbreitung der schönen Qualitätsarbeit zu sorgen, war es die dreifache Forderung der Zweckmäßigkeit, der Materialechtheit und der technischen Solidität, die man sich aus freiem Entschluß als Gesetz auflegte. Man darf wohl sagen, daß dieser Werkbund (so nannten sich die Alliierten zum Zeichen, daß das Werk sie aneinander hände) ein redliches Teil von dem, was er erstrebte, auch erreicht hat; es geht durch Deutschland eine starke Bewegung, die den Schund aus der Produktion tilgen und die Qualität zur alleinigen Herrschaft bringen möchte. Und mit nicht geringerer Energie regt sich überall zum mindesten eine Sehnsucht nach dem Geschmackvollen und dem Schönen. Gewiß, Kultur läßt sich nicht von heute auf morgen aus dem Boden stampfen, und das Kapital ist zäh und wehrt sich hartnäckig, ehe es sich unter dem Druck einer höheren Intelligenz wirkliche Werte, nicht nur Gewinne abringen läßt. Immerhin, auch der Skeptische muß sagen, daß das Niveau der deutschen Produktion, daß deren Geschmack um einige Grade gestiegen ist. In bestimmten Gewerken: etwa in der Möbelindustrie, im Buchgewerbe, in der Textilindustrie ist solcher Fortschritt so offenbar, daß von ihm die Diskussion des Tages erfüllt ist. Was nun den besonderen Wert und das Gemeinsame dieser vielfältigen Reformarbeit ausmacht, ist die Tatsache, daß sie sich in ihrer Ganzheit auf das architektonische Prinzip orientiert hält. Man hat das Möbel, aber auch das Buch und das Haus wieder als Architektur begriffen, als etwas, was nach logischer Ueberlegung Teil für Teil gebaut und gefügt sein will. Als etwas, was körperliche und räumliche Funktionen zu erfüllen und dem Rhythmus zu gehören hat. Damit stellte sich der Forderung nach Qualität und Schönheit das Formproblem zur Seite. Man erkannte bald, daß es nicht genüge, einen Gegenstand praktisch, gut und schön zu machen, daß es darüber hinaus noch eine größere und reinere Vollkommenheit gebe, nämlich die: daß der Gegenstand, das Buch, das Möbel, das Haus der rhythmische Ausdruck bestimmter Lebenskreise, bestimmter Gefühlszentren und Empfindungsarten sei. Diese Entwicklung von der Nützlichkeits-theorie zum Dogma der Form charakterisiert die Jahresversammlungen des Deutschen Werkbundes; sie gab auch der diesjährigen zu Dresden das spezifische Gesicht. Muthesius, den man mit Recht einen mutigen Pionier der modernen Bewegung im Reiche des Kunstgewerbes und der Architektur nennt, sprach es in seinem Referat scharf und deutlich aus, daß jetzt die Zeit gekommen wäre, da auf der selbstverständlichen Basis der Zweckmäßigkeit, der Materialechtheit und der technischen Solidität um die architektonische Form für alles, was es an sichtbaren und optisch wertbaren Kulturgütern gibt, gerungen werden muß. Er nutzte diese Gelegenheit, um sich energisch gegen jene Ausbrecher und Spatzmacher zu wenden, die es sich seit vorgestern plötzlich wieder einfallen lassen, statt nach der Form und der architektonischen Wahrheit zu streben, mit tausend Formen und Formchen ein schillerndes Lügenspiel zu treiben. Muthesius hat durchaus recht, wenn er auf die Gefährlichkeit solcher Reaktion, solcher schwächlichen Schnüchtelei nach Stilmeierei rücksichtslos hinweist. Er wird sich dadurch neue Feinde schaffen haben; aber alle, die mit ihm der Meinung sind, daß die Architektur aus gemeinsamen Lebensverhältnissen emporwache und daß, wenn die Lebensverhältnisse zur Kultur reifen, auch eine architektonische Klassik gewiß sei, all diese werden dem kühnen Denker zur Seite stehen in dem Kampf, der noch keineswegs zu Ende ist, der vielleicht jetzt erst recht anhebt, in dem Kampf um die architektonische Form für alles, was den Bedürfnissen des täglichen Lebens dient.

Gewiß, es hat seine Bedenken, wenn Theodor Fischer, der süddeutsche Baumeister, der Errichter vieler Landhäuser, den Gmündersdorfer Arbeiterkolonie und anderer, einer milden Menschlichkeit dienenden Bauten, in Dresden erklärte, daß er die Architektur nur als Hintergrund begriffen sehen wolle. Solche Bescheidenheit im Dienste des Menschen kann leicht mißverstanden

Werden; um sie richtig zu deuten, muß man an jene Artisten und Individualitätsfanatiker denken, die in jedem Stuhl, in jedem Bänkelein ihre Seele erschöpfen wollten. Falsch wäre es indes, wollte man wirklich verlangen, daß die Architektur, daß jede Architektur zur absoluten Neutralität verurteilt sei. Das eben ist ja gerade das Ziel, nach dem die moderne Bewegung, die aus der Miese der Zweckmäßigkeit wuchs, hinstrebt: die Form, die das Wesentliche bestimmter Lebenskreise zum Ausdruck bringt. Andererseits aber ist es durchaus richtig, daß, wer die Form erstrebt, eifrig darauf achten muß, der Willkür das Tor zu schließen.

Außer diesen prinzipiellen Erörterungen brachte die Dresdener Tagung des Deutschen Werkbundes eine Reihe interessanter Einzelheiten in der Praxis. Leo Arons zeigte sein Chromoskop, eine geistreiche Erfindung, durch die es ermöglicht wird, die Farben und deren Nuancen durch zwei Zahlen zu bestimmen. Das bedeutet etwa für die Färberei eine große Erleichterung. Wie unklar sind alle Versuche, mit Worten eine bestimmte Farbe zu umschreiben; was nützt es, wenn ich dem Färber sage: zu meinem Himmelblauen Bezug brauche ich eine Besahschmur. Das Himmelblau wird stets ein anderes sein, einmal mehr grün, einmal mehr rosa. Wenn ich ihn aber jetzt durch zwei Ziffern eine Farbe angebe, die er mittels seines Chromoskops nach meinem Vorgang aus der gleichen Lichtquelle sich auf das genaueste erzeugen kann, dann ist eine relativ sichere Kontrolle gefunden.

Lebhafte Zustimmung verdiente abermals Mathesius für seine treffliche Kritik unserer technischen Hochschulen die es für wichtiger achtet, Mätle vierter Klasse als Künstler erster Klasse auszubilden. Alle Sachverständigen stimmten folchem Angriff bei. Ein Professor der Nachener Hochschule klagte besonders über die törichte Verschönerung des Lehrplanes mit tausenderlei Dingen, die wohl geeignet wären, brave Baubeamte zu drillen, der Entwicklung des künstlerischen aber nur hinderlich sein können. Dazu komme, daß für die Aufnahme auf einer technischen Hochschule wohl bestimmte staatlich sanktionierte Examina gefordert werden, daß aber keineswegs der Nachweis künstlerischer Befähigung notwendig sei. Dem stimmte auch Cornelius Gurlitt bei; ihm scheinen alle offiziellen Prüfungen höchst überflüssig; er selbst hat die erste erlebt — nicht als Schüler, als Professor. Im übrigen plädiert Gurlitt für eine doppelte Art der Ausbildung. Man solle Baubeamte erziehen für die Verwaltung und die Pflege, und daneben sollten künstlerische Begabungen sich zum Architekten ausbilden können. Es ist wohl richtig, daß solche Verzweigung gewisse Gefahren der Einseitigkeit mit sich bringen würde; dennoch steckt in Gurlitts Vorschlag ein gesunder Kern, eben der gleiche, den Mathesius meinte: nicht Mätle vierter Klasse, sondern Künstler erster Klasse. R. Br.

Kleines Feuilleton.

Statistisches.

Die Bewegung der Bevölkerung in Großstädten. Einen Rückschluß auf den Wechsel der Bevölkerung erlaubt die Feststellung der Ortsgebürtigkeit. Nach einer für die Dresdener Hygieneausstellung bestimmten Uebersicht des Statistischen Amtes von Amsterdam waren in 22 europäischen Großstädten am gleichen Ort von 1000 der Gesamtbevölkerung geboren in Paris 357, München 361, Budapest 387, Dresden 385, Stockholm 406, Berlin 409, Mailand 434, Breslau 437, Kristiania 439, Leipzig 440, Rom 464, Wien 464, Hamburg 498, Köln 511, Turin 523, Kopenhagen 526, Haag 580, Rotterdam 603, Amsterdam 663, London 685, Palermo 718, Neapel 736. Wie zu erwarten, fanden sich in der Weltstadt Paris die wenigsten Ortsgebürtigen; ihr folgte gleich München. In den deutschen Großstädten Dresden, Berlin, Breslau, Leipzig, Hamburg hat ebenfalls mehr als die Hälfte aller Einwohner anderswo zuerst das Licht der Welt erblickt. Merkwürdigerweise gehört London trotz der großen Fremdenzahl zu den Orten, die beinahe $\frac{7}{10}$ ihrer Einwohner seit der Geburt festgehalten hat.

Aus dem Tierleben.

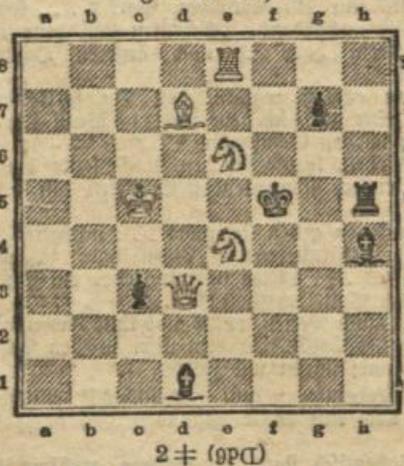
Das Ortsgedächtnis der Fische. Die Wanderungen der Seefische, besonders die des Herings, der Scholle, der Flunder, des Schellfisches und des Kals sind im letzten Jahrzehnt der Gegenstand der aufmerksamen Beobachtungen und eingehenden Studien gewesen. Eine Zusammenstellung der gewonnenen Ergebnisse suchte Dr. Franz in einem Vortrage in der Biologischen Gesellschaft in Frankfurt a. M. zu geben. Er stellte zunächst die grundlegende Tatsache fest, daß viele Wanderungen vom Salzgehalt des Meeres abhängen. Verschiedene Fischarten suchen zum Laichen entweder besonders salzreiche oder besonders salzarme Gewässer auf. Die Aenderungen des Salzgehalts nehmen aber eine merkliche Größe erst auf den beträchtlichen Entfernungen an und also müssen die Fische, die sich danach orientieren, nach Zurücklegung längerer Strecken ihre Schwimmrichtung beibehalten oder ändern, je nachdem das Wasser sich in diesem oder jenem Sinne geändert hat. Das ist aber ohne das

Ortsgedächtnis nicht auszuführen. Selbstverständlich ist hier das Wort „Gedächtnis“ nicht im Sinne der menschlichen Psychologie aufzufassen, sondern ganz allgemein als eine Fähigkeit, gewisse zweckentsprechende Bewegungen auszuführen, ohne Rücksicht darauf, ob hier das bewußte Wollen eine Rolle spielt oder nicht.

Die Tatsachen, durch die Dr. Franz seine Ansicht erhärtet, wurden von ihm einer sorgfältigen kritischen Sichtung unterworfen und geben in ihrer Zusammenstellung etwa folgendes Bild: Der Karpfen und einige ihm nahe verwandten Arten besitzen ein sehr gutes und detailliertes Ortsgedächtnis in kleineren Gebieten. Das Gedächtnis hält mindestens vier Monate vor. Alle Hechte, Forellen, Aeschen und Huchen betätigen den Ortsinn im Umkreise bis zu sechs Kilometern um ihren festen Standplatz, während der Seesilbling sich nur in Entfernung von etwa zehn Metern von seinem Neste auskennt. Auch die Flunder besitzt Ortsgedächtnis, doch fehlen hier die näheren Angaben. Desgleichen geben manche anderen Fischarten, deren Wanderungen innerhalb eines Binnengewässers stattfinden und von den Jahreszeiten abhängen, sichere Anzeichen für das Vorhandensein des Ortsgedächtnisses im oben angegebenen Sinne.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
F. Kenneh.



2 ♣ (990)

Schachnachrichten. Ein Wettkampf unter interessanten Bedingungen beginnt in München die nächste Woche. R. Spielmann und S. Alapin werden 10 Partien miteinander spielen. Remisen zählen jedem einen halben Zähler. Mit $5\frac{1}{2}$ ist man Sieger. Wir werden die interessantesten Partien hiervon schon deshalb bringen, weil sie eine beachtenswerte Streitfrage über die Korrektheit des bestehenden Spielmodus praktisch beleuchten sollen, wie aus Nachstehendem ersichtlich.

S. Alapin stellte nämlich schon seit Jahren in der Fachpresse die Behauptung auf, es sei ungerechtfertigt, daß man in einem Meisterpartien den Segnern nicht gestattet, bevor sie auf dem offiziellen Bretten den fälligen Zug ausführen, auf ihren Taschenschachspielen oder sonst irgendwie die Stellung analytisch für sich privatim zu untersuchen. Den Zuschauern, Lesern und sonstigen Interessenten kann es doch gleich sein, auf welchem Wege der Spieler zur Entschlußfassung über seinen fälligen Zug kommt. Der jetzige Modus, der von den Partnern verlangt, die Vorberechnung im Kopfe (also ohne Blindling) vorzunehmen, führt erstens zur Entstellung der Partien durch etwaige grobe Versehen und bedeutet zweitens eine Vorgabe, die die ältere Generation der Meister (also die erfahreneren Kenner des Spiels) der jüngeren Generation machen müssen, weil diese letztere zur Anspannung ihrer Aufmerksamkeit binnen 3—4 Stunden hintereinander einfach mehr physische Kräfte besitzt. Alapin behauptete, daß nicht nur die Dualität der Partien durch Ausschaltung von groben Versehen turmhoch gehoben werden, sondern auch die bestehende Rang- und Erfolgliste der bekannten Matadore bedeutende Veränderungen zugunsten der älteren Generation erfahren würde, falls man sich entschließen sollte, in der Meisterpraxis von einer ungewöhnlichen und ungerechten Tradition abzusehen, um erstens das Analysieren während der Partie selbst zu gestatten und zweitens die Dauer der ununterbrochenen Spielfristung auf höchstens drei Stunden hintereinander festzustellen.

Die Bedingungen des bevorstehenden Matches entsprechen vollständig den erwähnten Forderungen von Alapin. Es darf so viel man will analysiert werden; man spielt nur 6 Stunden, den Tag in zwei Sitzungen je zu 3 Stunden, zwischen denen eine Erholungspause von $2\frac{1}{2}$ Stunden eintritt. Die Weidenfrist bleibt die übliche: 15 Züge pro Stunde; jedoch im Einflange mit den obigen Veränderungen des Spielmodus wird die Zeitkontrolle erst nach 45 Zügen vorgenommen. (D. h. die Zeitbestimmung lautet, praktisch genommen: 45 Züge in 3 Stunden.)